

# Nebraska Staats-Anzeiger und Herald.

Jahrgang 31.

Grand Island, Nebr., 21. April 1911 Zweiter (Theil.)

Nummer 36.

## Frühlingsstimmung.

Du lieblicher, lachender, kleiner Bach  
Wie bist du doch so froh gelant,  
Sag' an, war's wohl der NireTraum,  
Was heut du mir ins Ohr gerant:  
„Dah' halbe der holdste Knabe,  
Der Frühling, den Einzug nun hält,  
Mit grünenden, sprossenden Gaben,  
Erfreuend die sonnige Welt."  
Wir wollen ihn jauchzend empfangen,  
Die Pforten ihm öffnen gar weit.  
So mög' uns auch Frühling des Herzens  
Erblühen zur seligsten Zeit.  
D. v. Pol e z.

## Hundert Pflichten.

Elzge von Elie Krafft.

Sie trug ein Empirokostüm aus weißer Seide. Die Schleppe raschelte hinter ihr her, und sie fühlte, daß sie schön war heute abend.

Vom Kinderzimmer her kamen häufige Schritte.

Das Mädchen.

„Ich weiß nicht, aber ich glaube, Harbi ist krank, gnädige Frau. Er ist so heiß und unruhig und klagt über Schmerzen im Hals.“

„Unfinn!“ sagte Frau Kläre ärgerlich. „Vor einer Stunde hat er noch durch alle Zimmer heiß gespielt.“

Sie ging aber doch mit — hinter ihr Alfred, der das Gespräch in seinem Zimmer geführt hatte.

„Wir müssen ihm in den Hals sehen. Bringen Sie einen silbernen Löffel, Anna.“

Der Professor trat gleichzeitig mit seiner Frau in das Kinderzimmer. Und da sah das kleine, dreiährige Mädchen mit heißen Wädden im Bett und weinte.

Frau Kläre schalt.

„Das kommt von deiner Wildheit, Junge ... hab' dich doch nicht so! Halt' mal still, Papa will bloß mal in den Hals hineinschauen ... so ... sag mal ...“

„Über, Harbi, wer wird sich so anstellen!“

Der Professor zog den Löffel zurück, den er in das schreiende Mündchen gesteckt.

„Nur etwas belegt ... hoffentlich kommt da nur ein Schnupfen heraus. Jedenfalls halte ich es für besser (er streifte flüchtig das weiße Festgewand der jungen Frau), wenn du heute abend hier bleibst, Kläre.“

Sie lachte nervös.

„Das geht nicht. Was denkst du denn! Ich habe ja das ganze Fest im Frauenklub mit arrangiert. Ich habe hundert Pflichten da. Ich muß gehen. Weib, du doch hier, ob du die Sitzung heute befristest oder nicht, ist doch ganz egal.“

„Das ist es nicht!“ meinte er bestimmt. „Wir haben heute eine außerordentliche Versammlung. Es handelt sich um wichtige naturwissenschaftliche Entdeckungen des Professors Knudsen aus Stockholm. Ich muß das hören, sonst hätte ich dich ja ebensovoll auf den Fest begleiten können ... ja. Voraussetzungen werde ich selber sprechen, und“ ...

„Voraussetzungen!“ fiel sie ihm geräuschig ins Wort. „Du hast keinen Vortrag angemeldet, und was du sagen willst, werden andere heute ebensovoll sagen können. Einer ist ja immer gelehrter bei euch als der andere, und unsere Frauenbewegung ist nur Mümpf für euch ... ja ... das weiß ich längst. Aber das müßt du doch einsehen, daß ich heute hundert Pflichten habe und dem Feste nicht fernbleiben kann ... Junge, nun hör' endlich auf mit Brüllen! Schläfe liebe!“

„Warte ... ich hole dir auch Schokolade, eine ganze Tafel, wenn du artig bist, ja, Harbichen?“

„Ja ...“ flüsterte das Kind kläglich.

„Und dann thut dir auch nichts mehr weh, nein?“

„Nein ...“ sagte das Kind.

Frau Kläre lief ins Speisezimmer und holte die Schokolade.

„So, nun bist du aber hübsch brav, ja, Harbichen? Anna bleibt auch bei dir, nicht wahr, Anna? Und wenn der Junge schläft, können Sie sich mit einem Buch nebenan ins Zimmer setzen.“

„Ja.“ sagte das Mädchen ähnelnd.

Der Professor hielt die Hand des Kleinen.

„Ob wir lieber nicht erst mal mit dem Fieberthermometer messen?“

Die junge Frau schüttelte den Kopf. „Das ist gar nicht nötig! Du siehst ja, wie ihm die Schokolade schmeckt. Adieu, schlaf wohl, mein Herz.“

„Beinah wie stehend ging die junge Frau aus dem Zimmer.“

Der Professor folgte langsamer.

Er half seiner Frau in den Abendmantel und zog sich selber an.

„Du kannst mich übrigens in deinem Auto mitnehmen bis zum Völkermuseum, die Philharmonie ist ja dicht dabei.“

„Bitte.“ nickte sie kühl. „Heute hättest du mir wirklich mal den Gefallen thun können und hierbleiben. Man wäre viel beruhigter fortgefahren.“

„Oder du mir.“ sagte er.

Und so stiegen sie stumm die Treppe hinunter.

„Dein Mann wird alt.“ dachte Frau Kläre in einer Art körperlichen Unbehagens, als sie die feinen Falten in seinem Gesicht sah. Die Gelehrten haben keine Zeit, um jung zu bleiben. Und über dein kostbares Kostüm hat er kein Wort gesagt.“ Ein Glitz, daß heute andere sie bewundern werden auf dem Fest ...

Im Auto schwiegen sie beide. Und als sie sich trennten, sagte er mit einem Versuch zu scherzen:

„Mir sind Rabeneltern. Kläre. Adieu, amüsiere dich gut.“

„Adieu.“

Sie fuhr allein weiter. Und als das Auto wieder hielt, versuchte sie zu lachen. Es ging aber schlecht.

In den großen Spiegeln der Garderobenräume sah sie gar nicht ihr eigenes, glühendes Gesicht — nur Harbis blondes Köpfchen. Und irgend jemand sagte laut hinter ihrer Schulter: „Wir sind Rabeneltern. Kläre.“

Mit einem trotzigem Zug um die feinen Lippen trat sie in den achschmückten Saal. Ein paar Bekannte stürzten auf sie zu, es bildete sich sofort ein großer Kreis um die schöne Frau.

Sie hörte gar nicht auf die vielen Worte hin. Mechanisch setzte sie sich auf den ihr angebotenen Stuhl und sah auf die Bühne. Aber sie hörte nicht, was da gesungen wurde. Sie hatte auch ganz vergessen, daß sie als eine der ersten Vorstandsdamen gar nicht hier sitzen dürfe, daß sie Pflichten habe heute abend.

Sie hätte doch Harbi mit dem Fieberthermometer messen sollen. Dann hätte sie jetzt diese kindische Angst nicht. Wenn da nun eine schwere Krankheit herauskam in der Nacht, Scharlach oder Diphtherie!

Aber das war ja alles Unfinn, sie mußte mit Gewalt darüber fortzukommen suchen. Sie würde hinter die Bühne gehen, wo man auf sie wartete. Sie mußte den jungen Mädchen die Loose zum Verkauf abzählen, mußte noch mit Frau von Gräy über die Gewinne sprechen.

Frau Kläre stand auf, ging mit leisen Schritten durch den Saal und stand doch plötzlich in der Garderobe vor dem langen Holztisch und verlangte nach ihrem Mantel.

Sie konnte in einer guten halben Stunde mit dem Auto hin und zurück sein, wenn Harbi nichts fehlte. Sie würde Alfred beweisen, daß sie keine Rabeneltern war.

Schon sah sie im Auto und fuhr nach Hause.

„Nur der Berrhianna wegen.“ dachte sie. „Nachher kannst du dich um so besser amüsiieren.“

Als das Auto vor dem Hause in der Lühovstraße hielt, gelot sie dem Chauffeur, zu warten, und zog den Hauschlüssel aus dem Gürtel. Sie brauchte ihn aber nicht, weil vor ihr, in der dunklen Röhre bereits jemand stand, der die Tür aufschloß.

„Alfred.“ sagte sie namentlos erschauen.

Er fuhr herum.

„Was ist denn los, warum kommst du denn schon zurück?“

Sie lachte gezwungen. Er brauchte von ihrer kindischen Angst nichts zu wissen.

„Ich ... ach, ich habe etwas vergessen, was ich notwendig brauche, mein Auto wartet, weil ich gleich wieder zurückfahre. Und du?“

Er ließ sie auf der Treppe vorangehen.

„Ich wollte nach dem Jungen sehen, ich hatte keine Ruhe.“ meinte er ehrlich. „Wenn alles in Ordnung ist, fahre ich auch wieder zurück.“

Darauf antwortete sie nichts. Aber beide beschleunigten ihre Schritte.

Der Professor schloß die Korridorsthür auf, zündete Licht an und trat gleichzeitig mit Frau Kläre in das Kinderzimmer.

Sie wurden beide roth.

Harbi lag ruhig in seinem Bettchen und schlief. Er lachte sogar im Traum ...

„Da siehst du's.“ sagte die junge Frau vorwurfsvoll, „viel Lärm um nichts.“

„Ja.“ meinte er, das Kinderbändchen hochhebend, „Gott sei Dank! Wo ist denn das Mädchen?“

Frau Kläre trat ins Nebenzimmer. Da sah Anna, über ihr Buch geneigt, und schlief auch. Und alles todenstill in der Wohnung. Nur unten vor der Tür ratterte das wartende Auto.

„Anna.“ ermunterte der Professor, „Sie können ins Bett gehen.“

Und als das Mädchen erschrocken hochfuhr und unter Entschuldigungsworten in ihre Kammer stief, zog sich der Professor seinen Mantel aus.

Frau Kläre sah bewegungslos zu.

„Ja ... willst du denn nicht mehr?“

„Nein.“ unterbrach er sie nervös. „Du kannst beruhigt wieder fortfahren. So ein Mädchen, das sich den Tag über müde gearbeitet hat, braucht sein bißchen Schlaf. Und dann, ich habe Hunger. Ich finde wohl noch etwas in der Speisekammer, Kläre?“

Sie nickte und lief gleich darauf selber hinaus, um etwas zu essen zu holen. Als sie das Tablett auf den Tisch stellte, glitz ihr der Abendmantel von den Schultern.

Der Professor hob ihn auf, wollte ihn der jungen Frau wieder umlegen und that es plötzlich doch nicht.

„Alle Achtung.“ sagte er bewundernd. „Dein Kleid ist ja geradezu märchenhaft. Dreh' dich doch, bitte, mal um!“

Sie that es und begann leise zu zitiern. Das war so seltsam und so ungewöhnlich, mit Alfred allein zu Haus in später Stunde — und beide in Toilette — und teins der Diensthöfen mehr wußte.

„Mein Auto.“ sagte sie ablenkend, als sie seine Augen sah.

„Ach so ... ja ...“

Er trat zurück und griff nach Messer und Gabel auf dem Tisch.

Aber sie ging noch nicht. Es war so warm im Zimmer, und draußen blies ein scharfer Nordost.

„Alfred?“

„Ja?“

„Ach bitte, geh' doch hinunter und lohne den Chauffeur ab. Ich ... ich habe keine Lust mehr ... ich ... ich glaube, ich habe auch Hunger“ ...

Er stand sofort auf und ging.

Als er wiederkam, war der Tisch gedeckt, das Brot geschnitten, und vor jedem Teller stand ein Glas.

„Wein?“ fragte er, als er die Rabeneltern sah. „Aber was ist denn los, Kläre?“

„N ... nichts.“ sagte sie schen. „Wir Rabeneltern essen zusammen Abendbrot.“

Er blidte sie aufmerksam an: ihr heißes Gesicht, ihre hellen Augen und die flimmernde Goldspitze über dem freien Hals.

„Du bist heute sehr schön.“ flüsterte er.

Sie lachte.

„Nur heute?“

Er nickte.

„Sonst zeigst du dich mir nicht so. Aber heute ... jeh, da du hierbleiben willst, könnte ich beinah denken, du müßtest dich ganz allein für mich geschnüdt.“

Er sah ihr gegenüber auf seinem Platz am Tisch und ab und trank.

Sie sah ihm zu. Ihre Finger hielten krampfhaft den dünnen Stiel des Weinglases fest.

„Dente es doch.“ sagte sie. „Denn die andere da draußen in meinem Klub — die werden außer sich sein über mein Verschwinden.“

„Und deine hundert Pflichten mitübernehmen.“ vollendete er bitter.

„Weider.“ sagte sie trotzig. „Bei dir ist's ja ganz genau so.“

Er schüttelte den Kopf.

„Nein, Kläre, ich sehe im Beruf. Ich habe wirklich Pflichten da draußen. Und wenn du heute bei dem Kinde geblieben wärest, so wäre ich wohl auch nicht sofort wiedergekommen. Denn schließlich ... einer von uns beiden muß doch nachgeben, wenn die größte und beste Pflicht nicht verletzt werden soll. Nur“ ...

Er stotterte.

„Nur?“ fragte sie aufgeregt.

„Nur würden diese Pflichten leichter vielleicht für mich sein, wenn du mit die andere hier im Hause abnimmst.“

Alfred ... da war der dünne Stiel des gekliffenen Glases umgeknickt. Der Wein tropfte über das Tischschuch, über das seidene Empiregewand und über den roten Teppich.

Der Professor war aufgesprungen und zu der jungen Frau herübergekommen. „Ach laß doch.“ sagte sie, als er eifrig mit der Serviette die Flecke auf der hellen Seide rieb. „Halt' mal still ... wahrhaftig ... du hast graue Haare, Schach.“

Er hielt auch still. „Schach“ hatte sie gesagt. Und ihre Finger waren ihm dabei über Stirn und Schläfe geblieben, da, wo die vielen Fältchen schwindegender Jugend waren, Runen der Arbeit und Sorge, damit Kläre ihr junges, lachendes Leben da draußen in der bunten Welt leben konnte ...

Ob sie das fühlte in diesem Augenblick — in dieser unerwarteten, gescheiterten Stunde, von der das gewohnte, moderne Leben nichts wußte,

das den einen dahin führte und den anderen dort? ...

Sie hielt mit beiden Händen seinen Kopf fest.

„Wenn ich nun diese hundert Pflichten da draußen aufgabe, Alfred? Ob es dann wohl oft so zwischen uns sein wird wie heute abend?“

Schon hielt er sie im Arm.

„Vielleicht noch schöner, Kläre.“ sagte er. „Du brauchst dich ja deshalb nicht von der Welt zu verschließen, Kind. Nur dein Heim hier bei mir und dem Kinde über das Leben da draußen stellen, alles andre kommt dann von selbst, was wir beide zum Glück nötig haben.“

Kläre neigte den Kopf. Und unter seinen Klüssen erwartete in ihrer Seele hundert neue und bessere Pflichten ...

## Explosionen.

Flauberei von Hans Domi it.

Wenn im Urwalde der Bliz einen jener riesigen Stämme entzündet und der Wirbelsturm den brennenden Baum niederlegt, so dauert es wohl vierzehn Tage, bis das Feuer, langsam schwellend, den Stamm verzehrt hat. Wenn wir denselben riesigen Stamm zu Brennholzgröße zerhacken und einen Scheithaufen daraus errichten, so thut das Feuer seine Arbeit in wenigen Stunden. Geben wir denselben Baum aber in die Schleifmühle, lassen ihn zu Holzmehl zerhacken, und lassen den gemauerten Holzhaufen in die Luft, so ergeht sich wiederum ein anderes Bild. Kommt jetzt ein zündender Funke an das Holz Lungemenge, so verpufft die ganze Holzmenge im Bruchteil einer Sekunde. Neben dem Schwellen des massigen Stammes, neben dem lodernen Brennen des Scheitholzes haben wir da die Explosion des Holzstaubes.

Dies Beispiel zeigt besonders drastisch die Bedingungen, unter denen feste und sonst ganz harmlose Körper explodieren können. Es ist nur notwendig, sie möglichst fein zu zerkleinern und mit sauerstoffhaltiger Luft zu vermengen. Körper, die überhaupt brennbar sind, explodieren dann mit absoluter Sicherheit.

Zu solchen Körpern gehört in erster Linie die Kohle. Sie brennt ja im massigen Zustande bereits recht gut, in den Kohlenbergwerken aber wird beim Brechen der Kohle, bei ihrer Gewinnung durch Sprengschiffe sehr viel Kohle zerpulvert und in die Luft zerstäubt. So bekommen wir das so sehr gefürchtete explosive Kohle-Luftgemenge, das an Gefährlichkeit seinem Schlagwetter nachsteht. Wie bekannt, sind die Kohlenbergwerke mit ausgebreiteten Veriefelungsanlagen versehen, um diesen gefährlichen Staub möglichst schon bei der Entladung an Wasser zu binden und in Form des gänzlich harmlosen Kohlenstaubes niederzuschlagen.

Aber auch der Zucker kann explodieren. Einen massigen Zuckerklotz wird man nur mit sehr großer Mühe zum Brennen bekommen, denn an und für sich ist der Zucker wegen seines starken chemisch gebundenen Wassergehaltes sehr viel weniger brennbar als Holz und Kohle. Wo aber der Zucker staubt, beispielsweise in den Maschinenfäden der Raffinerien, in denen die Zuckerbrote zu Streu- und Staubzucker vermahlen werden, da muß man mit dem offenen Licht sehr vorsichtig umgehen. Man kennt Zuckerkrautexplosionen, die an Furchterlichkeit hinter keiner Schießpulverexplosion zurückbleiben.

Und an dritter Stelle ist das gewöhnliche Getreidemehl zu nennen. Auch das Mehl ist ein tohlenstoffhaltiger Körper und bildet mit der Luft ein hocheffizientes Gemenge. Schon manche Mühle ist jedem Pulvergeschuppen zum Trotz in die Luft gegangen.

Nach den festen die flüssigen Körper. Ein flüssiger Körper kann auf zweierlei Manier zu Explosionen Veranlassung geben. Er kann ebenso wie irgend ein fester Körper im feinstverteilten Zustande in der Luft schweben. Das geschieht beispielsweise in der Technik mit dem Petroleum und dem Benzol beim Betriebe der Petroleum- und Benzinmotoren. Das Petroleum wird durch ein Zerfläuber, der in seiner physikalischen Wirkung dem bekannten Parfümzerfläuber sehr ähnlich ist, in einen sogenannten Spray, einen feinsten Sprühregen, verwandelt und vom Motor eingefangselt. Ein elektrischer Funke genügt dann, um das Gemenge von Petroleumspray und Luft im Zylinder zur Explosion, d. h. zur momentanen Verbrennung zu bringen.

Weiter aber können brennbare Flüssigkeiten auch erst verdunstet, und dieser Dunst kann sich mit der Luft zum explosiven Gemisch vereinigen. Das geschieht beispielsweise mit dem Benzin

beim Betriebe der Benzinmotoren. Der Benzinzerfläuber arbeitet also wesentlich anders als der Petroleum- oder Benzolzerfläuber, obwohl die Apparate in der Praxis häufig durcheinander geworfen werden und auch unter demselben Namen als Carburateure gehen, vom lateinischen carbo, die Kohle, weil sie die zugeführte Luft mit tohlenstoffhaltigen Substanzen anreichern.

Im täglichen Leben gewinnt der Unterschied insofern praktische Bedeutung, als Flüssigkeiten, die nicht nennenswerth verdampfen, wie Petroleum und Benzol, verhältnismäßig ungefährlich sind, während beispielsweise Benzin zu den gefährlichsten Dingen gehört. Man kann Petroleum unbeforsgt in Räumen, in denen offenes Licht brennt, überfüllen, wenn man es nur verhindert, daß die Flamme mit dem Petroleum in direkte Berührung kommt. Dagegen bedeutet das selbe Manövre, mit Benzin vorgenommen, den Gipfel sträflichen Leichtsinns.

Schließlich sind die luftförmigen brennbaren Stoffe zu nennen, an erster Stelle das Leuchtgas. Man weiß, daß das ausströmende Gas, sofort entzündet, durchaus harmlos verbrennt. Aber ebenso ist bekannt, daß ein Zimmer, in welchem das Gas geraume Zeit in die Luft strömte, ebenso gefährlich ist wie eine Pulverkammer, daß ein Funke genügt, um eine Explosion herbeizuführen, welche die Mauern umwirft und Menschen tödtet.

Betrachten wir nun die Folgen solcher Explosionen, gleichviel, ob es sich um Staub oder Spray oder Gas handelt. In jedem Falle findet momentan, im Zeitraum einer Zehntel-, ja einer Hundertstel-Sekunde, die Verbrennung einer beträchtlichen Masse statt. Dabei wird zunächst eine Hitze entwickelt, die für Sekunden der Wärme des weihglühenden Eisens gleicht, eine Hitze, die fast genug ist, um auch in dieser kurzen Zeitspanne leicht entzündliche Gegenstände zu entflammen und Menschen, die etwa im Explosionsraume sind, die allererschwersten Brandwunden beizubringen. Zweitens bewirkt diese Erzhigung eine ebenso plötzliche Ausdehnung des explodierenden Gases. Ein Gasgemenge, das um tausend Grad erwärmt wird, nimmt ungefähr das vierfache Volumen an. Das heißt, wenn es kann. Ist aber dieses Gas in einem Zimmer eingeschlossen, so steigt es zunächst unter einem gesteigerten Druck und sucht sich den Weg zu seinem Ausweg. Fenster fliegen mitsammt dem Rahmen auf die die Straße. Aber auch das Mauerwerk muß daran glauben. Denn alles das spielt sich in so unglücklich kurzer Zeit ab, daß die bestehenden Fenster für das Mauerwerk noch keine Entlastung bedeuten, sondern daß auch dieses für Bruchtheile einer Sekunde den Explosionsdruck aushalten muß, der in die Tausende von Zentnern gehen kann.

Der Mensch, der etwa in einem solchen Raume ist, bekommt natürlich den Druck ebenfalls in seiner ganzen Gewalt zu kosten. Steht er in der Nähe einer offenen Thür, und das wird fast immer der Fall sein, wenn eben einer mit offenem Licht solchen Raum betritt, so packt ihn der Explosionsdruck und schleudert ihn mit unvorstelllicher Gewalt viele Yards fort. Ohne Knochenbrüche geht es dabei selten ab. Ist aber jemand in der Mitte eines solchen Raumes, so schlägt ihn der Druck turzerhand zu Boden.

Und dann kommt das Nachspiel. Nach der Explosion befindet sich im Explosionsraume keine athembare Luft mehr, sondern ein höchst giftiges Gemenge von Kohlenwasserstoffen, Kohlenoxydgas und anderen Gasen. Dieser sogenannte Nachschwaden vollendet, was Flamme und Druck etwa noch nicht zu Ende gebracht haben. Er tödtet die von der Explosion Getroffenen sicher, wenn sie von Rettungsmannschaften nicht sehr schnell ins Freie gebracht werden. Wenn aber die Retter ohne Ausrüstung vorgehen, so fallen sie nur allzuleicht auch dem Nachschwaden zum Opfer.

Man wird nun auf die bisherigen Ausführungen vielleicht einwenden, daß doch auch Petroleum zu den explosiven Dingen gehört. Man wird an die zahlreichen Explosionen von Petroleumlampen erinnert. Damit kommen wir zu einer anderen Reihe höchst unheimlicher Erscheinungen, die jedoch nicht mehr zu den Explosionen gehören. Wenn wir beispielsweise im Freien auf sandigem Felde ein Faß Petroleum entzünden, so wird die Flamme zuerst verhältnismäßig ruhig aus dem offenen Faße hinausbrennen. In dem Maße aber, in dem sich das Petroleum selber dabei erhitzt, wird der Brand immer wilder und höher werden. Und schließlich kommt der Augenblick, da das ganze Petroleum bis zum Siede-

punkt erwärmt ist, da es Petroleumdämpfe in gewaltigen Mengen ausstößt. Von dem Augenblick ab wird der Brand dramatisch. An die Stelle der frei lodernben, ruhenden Flamme treten jetzt die extrem heißen, bläulich-weißen Stiefammen, die in schneller Folge und zu gewaltiger Höhe aus dem Faße hervorschießen und schon stark an Explosionen erinnern. Das lodrende Petroleum stößt jetzt beständig gewaltige Gasmenigen aus, die sich sofort mit der Luft mischen und in Theilerplosionen verbrennen. An ein Löschen kann dabei kaum noch gedacht werden.

Eine solche Erzhigung brennbarer Flüssigkeiten ist natürlich bei jedem Brande denkbar und kommt häufig genug vor. Nicht nur Petroleum, sondern auch Kübbel und Firnis, ja sogar Schmalz und Butter verbrennen dann unter explosionsartigen Erscheinungen und liefern jene gräßlichen Stiefammen, die einen Menschen im Laufe einer Viertelstunde bis auf die Knochen verbrennen können. In diesem Sinne ist natürlich jede überhaupt brennbare Flüssigkeit mit Vorsicht zu behandeln. In diesem Sinne muß man beispielsweise jede Petroleumlampe, deren Basis sich etwa so erhitzt, daß man es nicht mehr anfassen kann, als explosionsverdächtig fortwerfen. Denn man muß immer mit der Möglichkeit rechnen, daß das Petroleum zu hoch beginnt, die Stiefammen zum Zylinder hinausgeschlagen, und daß jenes Ereignis eintritt, welches wir als die Explosion der Petroleumlampe bezeichnen, obwohl es genau physikalisch betrachtet etwas anderes ist. Gerade die zahlreichen Explosionen der letzten Zeit weisen darauf hin, daß auch hier die Vorkehrungen der Mutter aller Weisheit ist, und daß mit brennenden Flüssigkeiten ebenso wenig zu spaßen ist wie mit explosiven Gemengen.

## Die Sternwarte.

Der Nimbus des Geheimnißvollen umschwebt jenes seltsam geformte, einsame Haus, worin die Sternkundigen in stiller Abgeschlossenheit ihre Forschungen in der Himmelskunde anstellen. Die bevorstehende Verlegung der Berliner Sternwarte nach der Nähe von Potsdam, ist nur noch eine Frage kurzer Zeit; denn eine Sternwarte, in welcher Präzisions-Untersuchungen ausgeführt werden sollen, muß immer weit außerhalb der Stadt aufgebaut werden, weil der lebendige Pulsschlag des Stadtverkehrs ein Fortdauerndes Erzittern des Bodens hervorruft, das dem Astronomen mit seinen feinsten Meßinstrumenten sehr feiubar wird, da bei diesen Berechnungen oft die Breite eines Haars den Werth von Tausenden von Meilen besitzt. In der That verdeckt schon ein Menschenhaar, welches man in der Schwelie hält, auf dem Monde z. B. für uns eine Strecke von etwa 4 geographischen Meilen.

Wegen der bedeutlichen Vibrationen des Bodens (weniger wegen der Durchdringung der Luft durch den Dunst der Großstadt, über den ja die Refraktoren hinaus schauen) sucht man, während die Instrumente selbst auf Pfeilern aufgerichtet werden, eine Sternwarte auf einem Boden aufzustellen, in dem sich irgend welche Erschütterungen am leichtesten verlieren. Auch für jede Präzisionsuhr existirt da ein besonderer Pfeiler, um die regelmäßigen Schwingungen des Pendels, eines der feinsten Meßwerkzeuge des Astronomen, durch keinen äußerlichen Einfluß zu füren. Auch sind Heizungsapparaturen durchaus verpönt, weil diese stets eine ungleiche Wärme, eine bewegte, zitternde Luft hervorbringen. Bei der neuen zu erbauenden Berliner Sternwarte wird man jedenfalls das moderne System anwenden, bei dem jedes astronomische Instrument in einem besonderen Bau aufgestellt wird, so daß sich die heutzige Sternwarte in eine Anzahl von Häuschen auflöst, an welche sich ein größeres Wohngebäude anschließt. Diese Vertheilung ist z. B. bereits für die musterartige Sternwarte der Universität Straßburg eingeführt, bei der Meridianhaus, Refraktorhaus allein stehen, während im Garten andere weniger große Gebäude in Rosten kleinere Instrumente aufgenommen haben.

Der „gebildete“ Fremdenführer.  
Von diesem Felsen hat sich vor vier Wochen ein junges Mädchen herabgestürzt.  
Wohls aus Melancholie?  
Nein, aus Missethats.

Dummheiten begehen eigentlich nur die klugen Leute; bei den anderen sind sie selbstverhänglich.